

Manfred Treml (Hg.)

Geschichte des modernen Bayern

Königreich und Freistaat

Dokumente

Teil III: Bayern in der NS-Zeit

Verlag Friedrich Pustet
Regensburg

Inhalt

Dok. 1:	Brief Lina Heydrichs an ihre Eltern über die nationalsozialistische „Machtergreifung“ in München (undatiert, Frühjahr 1933)	3
Dok. 2:	Stellungnahme des sozialdemokratischen Abgeordneten Albert Roßhaupter zum Bayerischen Landesermächtigungsgesetz in der letzten Sitzung des Bayerischen Landtags am 29. April 1933	4
Dok. 3:	Zum Schicksal der Sinti und Roma in Bayern während der NS-Zeit	6
Dok. 4:	Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich („Ermächtigungsgesetz“ vom 23. März 1933)	9
Dok. 5:	„Reichsstatthaltergesetz“ vom 30. Januar 1933	10
Dok. 6:	Auszug aus einem Geographie-Schulbuch von 1936 Völkische Einheitlichkeit des Deutschen Reiches	11
Dok. 7:	Auszüge aus dem letzten Brief des in Berlin-Plötzensee inhaftierten Jesuiten-Paters Alfred Delp an seine Mitbrüder vom 2. Februar 1945	13
Dok. 8:	Auszug aus den Protokollen der Vernehmung Georg Elzers am 21. November 1939	15
Dok. 9:	Aus den Tagebüchern der Elisabeth Block	16
Dok. 10:	Auszug aus dem Tagebuch von Joseph Goebbels vom 10. November 1938	21
Dok. 11:	Der Befehl zur „Reichskristallnacht“ am 9. November 1938	23
Dok. 12:	Bericht der SD-Außenstelle Ebern (Gau Mainfranken) vom 14. März 1941	25
Dok. 13:	Bericht des Schweizerischen Generalkonsulats in München an die Schweizerische Botschaft vom 27. Januar 1945	26
Dok. 14:	Der Bombenkrieg – ein Zeitzeuge berichtet	28
Dok. 15:	Zehn-Punkte-Programm der Freiheitsaktion Bayern (FAB), April 1945	30

**Dok. 1: Brief Lina Heydrichs an ihre Eltern über die
nationalsozialistische „Machtergreifung“ in München
(undatiert, Frühjahr 1933)**

Ist das ein Leben! Von unserer kleinen Revolution habt Ihr sicherlich schon aus der Zeitung erfahren. Aus Reinhard's Erzählungen denk ich, muss es köstlich gewesen sein. Nun will ich Euch mal erzählen, wie ich die Sache miterlebt habe. Also am Mittwoch kommt Reinhard früh mit der Nachricht nach Hause, er müsse sofort ins Braune Haus zurück, die bayerische Regierung wollte sich nicht fügen. [...] Um 11 Uhr ruft Reinhard mich an, ich möchte sofort seine Pistole ins Braune Haus schicken. Ich denke natürlich gleich das Schlimmste und bekomme einen gehörigen Schreck. Um 1 Uhr hätte die Regierung die Parole an die Polizei gegeben, sofort auf die SA zu schießen, falls diese auf Befehl des Reichskanzlers etwas gegen sie unternahme. Darauf fahren Röhm, Himmler und Reinhard zum Ministerpräsidenten Held und haben wohl eine ganze Stunde mit ihm verhandelt. [...] Reinhard sagte, ihm sei es eine ganz große Genugtuung gewesen, dass dieselben Leute, die noch vor einem halben Jahr die SA und die SS einsperrten, sie mit Gummiknüppeln niederschlugen, nun den Rücken nicht gerade kriegten vor dienern. Himmler wird Polizeipräsident [...] und Reinhard, nun lacht Ihr aber nicht: Kommissar der politischen Polizei. Ich habe so lachen müssen. [...] Abends hatte die SA und SS ihr besonderes Vergnügen. Sie hatten die Aufgabe, alle politischen Gegner, soweit sie bekannt waren, zu verhaften und ins Braune Haus zu bringen. Das war was für die Jungs. Endlich einmal Rache nehmen dürfen für all das Unrecht, was man ihnen zufügte, für all die Schläge und Verwundungen, und Rache nehmen zu dürfen für ihre gefallenen Kameraden. Über 200 sitzen jetzt, KPD, SPD, Juden und Bayerische Volkspartei. [...] In Socken und Nachthemd steht der Herr Innenminister in der Halle [des Braunen Hauses], umgeben von einer Menge SA und SS, die vor lachen nicht wissen wohin. Dann kommen sie und treten dem weinenden Innenminister mit ihren schweren Stiefeln auf die große Zehe, dass er zwischen ihnen hopst von einem Bein aufs andere. Ihr könnt euch das Bild wohl vorstellen. Als nächster wird der Jude Lewy eingeführt. Mit dem machen sie kurzen Prozess. Sie hauen ihn mit Hundepeitschen durch, ziehen ihm Schuh und Strümpfe aus und so muss er barfuß in Begleitung von SS seiner häuslichen Behausung zuwandern. [...] Das mag auch ein Bild sein, wie man hier vorgeht. Viele Jesuiten und Juden sind hier geflüchtet. Keiner ist tot, keiner lebensgefährlich verletzt, aber Angst, Angst kann ich euch sagen. [...]

(Robert Gernwarth: Reinhard Heydrich. Biographie, München 2013, S. 89f.)

Dok. 2: Stellungnahme des sozialdemokratischen Abgeordneten Albert Roßhaupter zum Bayerischen Landesermächtigungsgesetz in der letzten Sitzung des Bayerischen Landtags am 29. April 1933

Meine Frauen und Herren! Für die Sozialdemokratische Fraktion des Landtags habe ich folgende Erläuterung abzugeben:

Nach dem Willen des Herrn Reichspräsidenten, der das Schicksal Deutschlands in die Hände der gegenwärtigen Reichsregierung gelegt hat, ist das Deutsche Reich völlig umgestaltet worden. Die deutschen Länder besitzen keinen eigenen politischen Willen mehr, die Regierungen der Länder sind nicht mehr von dem Vertrauen der Volksvertretung abhängig. Damit tritt auch die 1500jährige Geschichte des Landes Bayern in einen neuen Abschnitt ein. Trotzdem wird der Bayerische Landtag auch in Zukunft große Aufgaben zu erfüllen haben. Der Volksvertretung verbleibt das Gesetzgebungsrecht, das Recht der Gestaltung des Staatshaushalts und das Petitionsrecht. Nach wie vor hat sie das Recht und die Pflicht, der Landesregierung in allen Fragen des staatlichen Lebens, besonders auch in kulturpolitischen Fragen, beratend zur Seite zu stehen. Wir glauben nicht, dass eine Regierung, die sich mit dem Volke wirklich verbunden fühlt, auf die Dauer die Mitarbeit der vom Volk gewählten Vertrauensmänner entbehren kann.

Die Regierung verfügt im Landtag über eine ausreichende Mehrheit; wir halten deshalb ein Ermächtigungsgesetz für überflüssig und können ihm auch aus unserer grundsätzlichen Einstellung heraus nicht zustimmen. (Zuruf von den Nationalsozialisten: ist auch nicht nötig!)

Die bayerische Sozialdemokratie ist seit März 1920 in keiner bayerischen Regierung mehr vertreten gewesen. (Zuruf von den Nationalsozialisten) Was seitdem in Bayern geschehen ist, das ist zu meist ohne und vielfach gegen unseren Willen geschehen. (Zuruf von den Nationalsozialisten) Wir lassen uns nicht für Taten oder Unterlassungen ausgesprochener Reichsregierungen verantwortlich machen. Was wir aber als Wortführer einer sachlichen Opposition beantragt und gefordert haben, dazu stehen wir, das verleugnen wir nicht. Wir sind auch stolz darauf, dass wir, obwohl wir nicht in der Staatsregierung vertreten waren, verantwortungsbewusst und selbstlos an der Erfüllung vieler wichtiger Staatsaufgaben mitgearbeitet haben. (Sehr richtig! bei der Sozialdemokratischen Partei.) Das deutsche Volk hat nurmehr die Nationalsozialistische Partei zur Führung der Regierungsgeschäfte in Reich und Ländern berufen. In der furchtbaren Lage von Volk und Reich betrachten wir es als unsere Aufgabe, die Regierungsarbeit nicht durch kleinliche Nörgerlei zu erschweren, sondern pflichtbewusst, wie bisher an der Überwindung der Weltwirtschaftskrise und ihrer Auswirkungen in Reich und Land mitzuarbeiten. wie aus der gestrigen Regierungserklärung hervorgeht, hat die Bayerische Staatsregierung die Größe und Schwierigkeit dieser Aufgabe erkannt. Auch wir sehen in einer durchgreifenden Arbeitsbeschaffung, in der Beseitigung der ungeheuren Finanznot der Gemeinden, in der Vereinfachung der Staatsverwaltung, in der Milderung des Steuerdrucks, in der Erleichterung der schwierigen Lage der Klein- und Mittelbauern, der

Handwerker und Gewerbetreibenden vordringliche Aufgaben gerade der bayerischen Staatsführung. Das sind zum großen Teil Forderungen, die wir seit Jahr und Tag im Bayerischen Landtag immer wieder erhoben und in Vorschlägen und Anträgen festgelegt haben, die leider nicht immer entsprechend gewürdigt worden sind.

Bayern ist seit uralten Zeiten ein demokratisches Land. Nirgends wird die Unterdrückung der persönlichen Freiheit und der freien Meinung in Wort und Schrift vom Volke bitterer empfunden wie bei uns. Bis jetzt hat die neue Staatsführung diesem Volksempfinden nicht Rechnung getragen. insbesondere befinden sich Hunderte unserer Anhänger immer noch in Schutzhaft. Darunter sind viele Männer, die sich als Kriegsteilnehmer, Kriegsbeschädigte und Vorkämpfer gegen Bolschewismus und Separatismus (Zuruf von den Nationalsozialisten) (Sehr richtig! bei der Sozialdemokratischen Partei) die höchsten Verdienste um Volk und Vaterland erworben haben. Wir halten die Wiederherstellung der staatsbürgerlichen Freiheiten für eine absolute Notwendigkeit. Unsere Partei hat 70 Jahre lang für die wirtschaftliche und kulturelle Hebung des Arbeiterstandes und für die auch in der Regierungserklärung geforderte Eingliederung des Arbeiters in die Volksgemeinschaft gekämpft. (Zurufe von den Nationalsozialisten) Eine Partei mit dieser Vergangenheit kann man mit Zwangsgewalt vorübergehend unterdrücken, man darf aber von ihren überzeugten Anhängern nicht erwarten, dass sie feige (Zurufe von den Nationalsozialisten) ihre Fahne verraten. Wir fordern deshalb von jedem Regierungssystem die Achtung vor jeder ehrlichen Überzeugung. Das politische Schlachtenglück wechselt. Keines Menschen Werk ist von ewigem Bestand. Unvergänglich sind allein die großen Ideen, die sich die Menschheit in jahrtausendealten Erfahrungen geschaffen hat, in denen sie die Bürgen für den Kulturfortschritt der Völker erblickt. Zu diesen Ideen gehören staatsbürgerliche Freiheit und gleichmäßige Gerechtigkeit. Kein Volk am wenigsten das deutsche, kann sich von diesen Leitsternen lossagen, ohne schwersten Schaden zu nehmen. [...]

(Bayerischer Landtag 1919–1933 – Sitzungsperiode 1933; www.digitale-sammlungen.de, S. 19 [Stand: 26.01.2021])

Dok. 3: Zum Schicksal der Sinti und Roma in Bayern während der NS-Zeit

Josef H. wurde am 15. 3. 1904 in Retzbach/ Oberfranken geboren, seine Ehefrau Sofie H. am 11. April 1923 in Walderode/Kr. Lüneburg. Die Familie mit sechs Kindern war seit etwa 1932 in München ansässig, wo Josef H. ein eigenes Fuhrunternehmen betrieben hat.

„Ich besaß bis zum Jahre 1942 ein eigenes Fuhrunternehmen und hatte mein Auskommen, zahlte meine Steuern und war das, was man einen friedlichen Bürger nennt. Das ging alles so gut bis zum 8. März 1942. Morgens um 5 Uhr standen plötzlich sechs Mann von der Gestapo vor meiner Wohnungstür. Sie forderten uns alle auf, uns sofort anzuziehen. Meine Frau und ihre sechs Kinder sollten auch mit; das Jüngste war erst drei Jahre alt. Man entschuldigte sich mit der Antwort, dass es sich um eine dringende Sache handelt, denn wir sollten irgendwo angesiedelt werden. Als den Herren aber die Sache nicht schnell genug ging, wurden sie grob. – Als wir vor die Haustüre kamen, sahen wir ein Lastauto, auf dem sich schon ein Teil meiner Verwandten befand. Man fuhr uns in das Polizeipräsidium. Dort blieben wir vier Tage liegen. Meine Frau erkundigte sich bei einem Bekannten, was denn eigentlich mit uns los sei, denn wir hätten doch noch nicht eine Strafe in unserem Leben gehabt. Zur Beruhigung sagte man, dass wir zur Arbeit irgendwo eingesetzt werden sollten. Nach einigen Tagen sollten wir aber eines Besseren belehrt werden. Die vergangenen fünf Tage waren noch eine Erholung gegen das, was uns jetzt erwartete. Wo wir vorher mit 30 Personen in einer Zelle gelegen hatten, kamen wir jetzt mit 60 Personen in einen Eisenbahnwaggon, darunter 22 Kinder. Fünf Tage fuhren wir, kein Stroh und nichts zum Liegen! Am zweiten Tag erhielten wir den ersten Schluck Wasser. Von der in München erhaltenen Verpflegung war nur noch das Brot genießbar, denn die Wurst war vollkommen verdorben. Um 10 Uhr nachts kamen wir in Auschwitz an. Mit Schlägen trieb man uns in das Vernichtungslager.

In einem Block, der mit 800 Menschen belegt war, brachte man auch noch uns unter. Schlimmer wie in einem Schafstall. Am nächsten Tag wurde uns allen die Nummer eintätowiert. Später holte man uns Männer in das Bad zur Entlausung. Unsere Frauen standen furchtbare Angst in dieser Zeit aus, weil die Entlausung 48 Stunden dauerte. In dieser Zeit gab es nichts zu essen. Da die Frauen schon so viel Furchtbares gehört hatten, befürchteten sie gleich das Schlimmste. Wir wurden geschoren und eingekleidet und dann ging es sofort an die Arbeit. Alles musste arbeiten, von den Kindern von zehn Jahren aufwärts. Dreckige Arbeit im Schlamm und Morast. – Nach vier Monaten holte man auch die Frauen zum Haareschneiden und zum Rasieren. Krankheiten, durch Unterernährung hervorgerufen, brachen aus. Auch Fleckfieber machte sich bemerkbar. Es wurde dagegen geimpft und es starben dann noch mehr als vorher! An einem Junitag des Jahres 1943 abends um 9 Uhr herrschte im Lager eine auffallende Ruhe. Die SS sperrte sämtliche Blocks ab, keiner durfte mehr heraus. Meine Tochter sah durch eine Luke, wie Lastwagen vorfuhren und man aus den Blocks die Leute zum Vergasungstod holte. Auch wir machten uns darauf gefasst, aber

unsere Zeit war noch nicht gekommen. So lebten wir 18 Monate in dieser beständigen Ungewissheit und Angst. Ich lasse nun meine Frau weitererzählen.“ „Eines Tages sagte man uns, dass wir in ein anderes Lager kommen sollten. Inzwischen fehlten aus unserer Verwandtschaft 36 Personen. Mein Vater, meine Schwester und mein Bruder waren unter den Opfern. Es ging nun nach Ravensbrück. Männer und Frauen wurden getrennt sowie auch die älteren Söhne. Hier sollten wir sterilisiert werden. Man scheute sich nicht, diese Operation auch bei Kindern von zwölf Jahren ab durchzuführen. An der mangelnden Pflege starben noch sehr viele. Mein 12jähriger Sohn musste sich viermal dieser Operation unterziehen.

In diesem Lager verbrachten wir neun Monate. Dann ging es wieder auf Transport. Genau wie das erste Mal. Frauen und Kinder, 70 Personen, für drei Tage in einem Waggon. Unterwegs wieder viele Tote.

Das Ziel war Mauthausen (auch ‚Mordhausen‘ genannt!). Nachts um 2 Uhr kamen wir an.

Ein österreichischer Kommandant nahm uns in Empfang. Ein und eine halbe Stunde Weg! Die Schwachen kamen nicht mehr mit, wurden von der SS herausgezogen und erschossen, wo sie am Weg liegen blieben. Meinen Kleinsten trug ich den ganzen Weg auf dem Arm, die anderen dicht immer um mich herum. Das Todesgrauen saß mir während des ganzen Weges im Nacken! Ich glaubte diesen Weg nicht mehr lebend zu überstehen. Endlich war es erreicht!!! 14 Tage blieben wir in dem Lager, dann ging die Fahrt nach Bergen-Belsen! 8 Tage Fahrt! – Ein furchtbares Lager. Blanker Boden, keine Decken, kein Stroh!

Alles überfüllt. Alle Nationen waren hier! Hunger und Elend riesengroß! In dreiundeinhalb Monaten nur dreimal Brot, je eine Scheibe! Ein halber Liter Stockrüben in Wasser gekocht und abendsein achtel Liter ‚Mehlsuppe‘. Das war die Verpflegung!

Kurz vor der Befreiung durch die Engländer erlebte ich folgendes: Wir sollten Essen holen, und auch ich war dabei, um den viertel Liter mehr für meinen Jüngsten zu erhalten. Meine älteste Tochter und ich stellten uns zum Empfang an.

Da kam ein Wagen mit verfaulten Rüben, die ein Capo austeilen wollte, aber die Häftlinge stürzten wild auf den Wagen los vor Hunger. Da schaute gerade der Küchenchef aus seinem Fenster und sah das. Seine sadistischen Augen funkelten und er schoss in den Menschenhaufen hinein. Mehrere Tote waren das Ergebnis! Meine Tochter und ich konnten nur durch schnelles Hinlegen uns der Gefahr der pfeifenden Kugeln entziehen. Wenn ich nie die Hoffnung auf ein lebendiges Freikommen aus diesen Lagern aufgab, aber in diesem Moment tat ich es. Nur ein Wunder rettete uns während dieser zehn Minuten währenden Schießerei. Nach Beendigung dieses Zwischenfalls sah ich das Kind meines Bruders verwundet auf dem Platz liegen. Oberschenkelschuss! – Aber diese Bestie hatte noch nicht genug Unheil angerichtet. Häftlinge, die am Teich Wasser trinken gingen, weil kein anderes da war, stieß er in das Wasser mit den Worten ‚hier trinkt euch satt‘. Die Schwachen ertranken meistens, weil sie nicht mehr Kraft‘ genug besaßen, sich herauszuarbeiten. Es scheint eine Spezialbeschäftigung dieses Herren gewesen zu sein, denn er tat dies öfters. Im April wurden wir von den Engländern befreit, gerade an dem Tag, als es das erste Mal wieder einmal Brot

geben sollte. Vor der Ausgabe wurde das Brot nun erst durch die Engländer geprüft und es stellte sich heraus, dass es vergiftet war. Das waren in großen Zügen meine Lager-Erlebnisse!

Die Richtigkeit unserer Angaben bestätigen wir durch unsere Unterschrift.“ Josef H.

(aus: Ludwig Eiber: „Ich wußte, es wird schlimm“. Die Verfolgung der Sinti und Roma in München 1933–1945, hg. von der Landeshauptstadt München, München 1993, S. 99–102)

**Dok. 4: Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich
(„Ermächtigungsgesetz“ vom 23. März 1933)**

Der Gesetzestext findet sich unter folgendem Link:

<https://alex.onb.ac.at/cgi-content/alex?aid=dra&datum=1933&page=266&size=458>

[Stand 26.01.2021]

**Dok. 5: „Reichsstatthaltergesetz“
vom 30. Januar 1933**

Der Gesetzestext findet sich unter folgendem Link:

<https://alex.onb.ac.at/cgi-content/alex?aid=dra&datum=1935&page=207&size=45>

[Stand 26.01.2021]

Dok. 6: Auszug aus einem Geographie-Schulbuch von 1936 Völkische Einheitlichkeit des Deutschen Reiches

Der Zusammenklang der europäischen Hauptrassen bedingt die Vielfalt der äußeren und inneren Züge des deutschen Volkes. Das Einigende ist der gemeinsame Besitz nordischen Blutes, das schon Tacitus bezeugt, wenn er sagt: „Die Germanen betrachte ich als einen eigenen, reinen, nur sich selbst gleichen Volksstamm.“ Nordische Haltung ist Wunschbild und Ziel der deutschen Erziehung.

Der Gebrauch der gleichen Sprache schneidet aus dieser rassischen Einheit das deutsche Volk heraus, das aber nicht gleichbedeutend ist mit der Einwohnerschaft des Deutschen Reiches. Man gebraucht hierfür wohl auch den Begriff Nation und unterscheidet zwischen Nationalstaaten und Nationalitätenstaaten. Im ersten Fall umschließt die Staatsgrenze nur einerlei Volkstum, im zweiten sind mehrere Völker verschiedener Sprache und verschiedenen Kulturbesitzes in einem Staatsgebiet vereinigt.

Von den europäischen Staaten haben nur zwei Kleinstaaten, die Niederlande und Portugal, eine ganz einheitliche Bevölkerung. Wirkliche Nationalstaaten gibt es überhaupt wenige.

In Deutschland betrug das fremde Volkstum auch vor dem Versailler Frieden nur 7 Prozent der Gesamtbevölkerung, soviel wie im heutigen Frankreich. Nach Ablösung seiner Grenzmarken bildet das Reich einen nahezu vollkommenen Nationalstaat. Die übrigen Großstaaten stehen ihm hierin weit nach.

Doch ist der Gebrauch der Sprache nicht maßgebend für die Volkszugehörigkeit. Darum unterscheidet die nationalsozialistische Gesetzgebung scharf zwischen Staatsangehörigen und Reichsbürgern. Reichsbürger kann nur werden, wer durch Haltung und Leistung sich würdig erwiesen hat.

Ausgeschlossen von der Reichsbürgerschaft sind insbesondere fremdrassige Bevölkerungsteile, d. h. solche, die nicht den oben genannten europäischen Hauptrassen angehören. Darunter fallen z. B. die Neger und Negermischlinge, die als traurige Erinnerung an die Besatzungszeit der Rheinlande verblieben sind, und die Juden und Judenmischlinge. Das jüdische Volk, selbst ein verwickeltes Rassengemisch vornehmlich vorderasiatischer und orientalischer Bestandteile, lebte früher in strenger Abgeschlossenheit innerhalb des deutschen Volkes ohne sich mit ihm zu vermischen. Das wurde erst möglich, als der Liberalismus immer mehr überhandnahm. Damit aber zeigten sich auch in immer steigendem Maße all die Nachteile und schweren Schäden, die beim Vermischen fernerstehender Rassen immer auftreten.

Die nationalsozialistische Gesetzgebung hat besonders durch die Nürnberger Reichstagsbeschlüsse vom September 1935 reinen Tisch gemacht und so den Grund gelegt für eine rassistisch reine, gesunde Weiterentwicklung des deutschen Volkes auf den alljährlichen Reichsparteitagen zu Nürnberg.

Hier legt das deutsche Volk, vertreten durch die Gliederungen der nationalsozialistischen Partei, die Wehrmacht und den Arbeitsdienst vor dem Führer Rechenschaft ab über das im zurückliegenden Jahr Geleistete und nimmt Richtlinien und Marschbefehle entgegen für die kommende Arbeit.

(Christian Kittler: Geographische Staatskunde des Deutschen Reiches und seiner ehem. Kolonien, mit besonderer Betonung wirtschaftsgeographischer Fragen, München/Berlin ²³1936, S. 96 f.)

Dok. 7: Auszüge aus dem letzten Brief des in Berlin-Plötzensee inhaftierten Jesuiten-Paters Alfred Delp an seine Mitbrüder vom 2. Februar 1945

Das ist ein eigenartiges Leben jetzt. Man gewöhnt sich so schnell wieder an das Dasein und muss sich das Todesurteil ab und zu gewaltsam in das Bewusstsein zurückrufen. Das ist ja das Besondere bei diesem Tod, dass der Lebenswille ungebrochen und jeder Nerv lebendig ist, bis die feindliche Gewalt alles überwältigt. So dass die gewöhnlichen Vorzeichen und Mahnboten des Todes hier ausbleiben. Eines Tages wird eben die Tür aufgehen, und der gute Wachtmeister wird sagen: einpacken, in einer halben Stunde kommt das Auto. Wie wir es so oft gehört und erlebt haben.

Eigentliche hatten wir damit gerechnet, gleich am Donnerstagabend nach Plötzensee gefahren zu werden. Wir sind anscheinend die ersten, bei denen wieder Fristen eingehalten werden. Oder ob es die Gnadengesuche schon waren. Ich glaube nicht: Frank kam gestern auch zurück, obwohl für ihn noch kein Gesuch lief. Dass Frank auch verurteilt würde, hätte niemand gedacht. Aber dort ist alles Subjektivität, nicht einmal amtliche, sondern ganz personale Subjektivität. Der Mann (Freisler) ist gescheit, nervös, eitel und anmaßend. Er spielt Theater, und der Gegenspieler muss unterlegen sein. Wo dies schon im Dialog geschieht, kommt die Überlegenheit des Gnädigen zu Geltung und Wirkung.

Ich kam mir bei der ganzen Sache eigentlich recht unbeteiligt vor. Es war wie eine schlechte Pullacher Disputation, nur dass der Defendens dauernd wechselte und der Dauberobjicient auch zugleich entschied, wer Recht hat. Die Mitrichter, das „Volk“, am Volksgericht waren gewöhnliche dienstbeflissene Durchschnittsgesichter, die sich in ihrem blauen Anzug sehr feierlich vorkamen und sehr wichtig neben der roten Robe des Herrn Vorsitzenden. Gute, biedere SA-Männer, die die Funktion des Volkes: Ja zu sagen, ausüben.

Es ist alles da, es fehlt nichts: feierlicher Einzug, großes Aufgebot von Polizei, jeder hat zwei Mann neben sich; hinter uns das „Publikum“: meist Gestapo usw. Die Gesichter der Schupos gutmütig-gewohnt-gewöhnlich. Das Publikum hat durchschnittlich den Typ des „einen“ Deutschland. Das „andere“ Deutschland ist nicht vertreten oder wird zum Tode verurteilt. Eigentlich fehlte noch eine Ouvertüre zu Beginn und ein Finale zu Ende oder zumindest Fanfaren.

Die Verhandlung selbst war geschickt und raffiniert gestellt. So raffiniert, dass keiner mit dem zu Wort kommen konnte, was den anderen entlastete oder ihm selbst von Vorteil war. Es wurde genau das und nur das gefragt und zur Aussage zugelassen, was nach der gerade gültigen These langt zum Verurteilen.

Unsere Verhandlung war gestellt auf Moltkes und meine Vernichtung. Alles andere waren Kulissen und Statisten. Ob Sperr auch fallen würde, war trotz der Sachlage bis zum Ende offen. Als die Verhandlung mit mir eröffnet wurde, spürte ich bei der ersten Frage die Vernichtungsabsicht. Die Fragen waren schön geordnet, auf einem Zettel präpariert. Wehe, wenn die Antworten anders

ausfielen als erwartet. Das war dann Scholastik und Jesuitismus. Überhaupt ist das so, dass ein Jesuit mit jedem Atemzug ein Verbrechen tut. Und er kann sagen und beweisen und tun, was er will: er ist eben ein Schuft, und es wird ihm nichts, gar nichts geglaubt. Die Sachlage Gerstenmeier ist doch viel schlimmer als meine: er wird als protestantischer Pfarrer, von dem man sich, wie er mir selber sagte, eine baldige Brauchbarkeit erhofft, zum „Blassen Theoretiker“ erklärt, und dann übersieht man alles: Goerdeler, den 20. Juli, Moltke, Kreisau, alles. Ich sage damit nichts gegen Gerstenmeier. Er ist ein feiner, tiefgläubiger Mensch, dem ich sein Leben herzlich gönne, und der noch viel Gutes tun wird. Aber so wurden die Kulissen gestellt, und das ist dann das „Recht“. Oh deutsches Volk, in dessen Namen zum Schluss das Urteil verkündigt wurde! [...]

(Alfred Delp: Mit gefesselten Händen. Aufzeichnungen aus dem Gefängnis, Landau in der Pfalz 2007, S. 223 ff.)

**Dok. 8: Auszug aus den Protokollen der Vernehmung Georg Elzers
am 21. November 1939**

Der Text findet sich unter folgendem Link:

<https://www.georg-elser-arbeitskreis.de/texts/geverhoer3.htm>

[Stand 26.01.2021]

Dok. 9: Aus den Tagebüchern der Elisabeth Block

In sechs Tagbüchern beschreibt Elisabeth Block (1923–1942) vom 12. Februar 1933 bis zum 8. März 1942 ihren zunehmend von den Nationalsozialisten bestimmten Alltag als Tochter einer jüdischen Familie in der Nähe von Rosenheim.

Novemberpogrom und Schulausschluss

16. November 1938: Buß- und Betttag

Um uns von den traurigen Gedanken und Sorgen, die der Tod unseres lieben Onkels Leos und überhaupt die letzten zehn Tage mit sich brachten, zu befreien, machten wir einen schönen Spaziergang zu unserem lieben See, wo wir am Ufer in der warmen Herbstsonne saßen und mit Seppen Marie plauderten, die sich auch dort eingefunden hatte.

17. November 1938

Nun ist das von Mutti schon so lang Geahnte geschehen: Ich und auch Trudi und Arno dürfen nicht mehr zur Schule gehen. Mit furchtbar schwerem Herzen trennte ich mich von meinen lieben Mitschülerinnen.

Mein Stunden-Plan:

½ 7 Uhr aufstehen, nach dem Frühstück Betten machen, gegen 8 Uhr in Papas Zimmer zur Schule antreten, die bis 10 Uhr dauert. Wir haben Deutsch, Rechnen, Erdkunde, Geschichte, Zeichnen und Geometrie. Dienstags und freitags von 1 Uhr bis 3 ¼ Uhr mit Mutti Englisch und Stenographie. Dazwischen von 10 Uhr bis 1 Uhr kochen und abspülen. Nachmittags umgraben, Hausarbeiten usw. Montags bei der Wäsche Kathi helfen, was sehr lustig ist, da wir in den Stall eine schöne, geräumige Waschküche eingebaut bekommen haben. Abends wird aus „Gabriele von Bülow's Töchtern“ und „Ein Künstlerleben“ von F. Wasmann vorgelesen und dabei gehandarbeitet.

Ich bin nun durch diese Zeiteinteilung und die Vorbereitungen für Weihnachten vollauf beschäftigt und fühle mich wieder genauso zufrieden wie zuvor, als ich zur Schule ging.

„Arisierung“ des Wohnhauses

4. Oktober 1939

Erfuhren dieser Tage, dass die Bewilligung zur Übergabe unseres Hauses kam, dürfen aber die oberen Zimmer noch bewohnen und richten uns die Waschküche als Wohnküche, Obstkammer und Werkstatt als Vorratskammer ein. Einkäufe gemacht, umgegraben, Kartoffeln in die Obstkammer.

Auswanderungspläne

20. April 1940

Bekamen heute fast plötzlich die unerwartete Nachricht von Tante Helme, dass sie schon auf der Fahrt nach Buenos Aires seien. Den Abschied hat sie uns und ihr erspart. Wenn wir nur auch schon so weit wären, aber für morgen haben wir erst mal eine Wanderung zu Fuß geplant.

Zwangsarbeit des Vaters

Sonntag, 30. Juni 1940

Ich kann gar nicht sagen, wie sehr ich mich freute, als mir Mutti heute Morgen erzählte, dass Papa gestern Abend noch gekommen sei. Das war eine wunderbare Überraschung. Er erzählte viel von seinem Arbeiterleben, wo er recht zufrieden mit allem ist, obwohl von 6 Uhr früh bis 7 Uhr abends gearbeitet wird. Er brachte uns auch Bilder mit, die er in der Freizeit gemalt hat. Gegen 4 Uhr musste er schon wieder wegfahren. Mir geht es G(ott) s(ei) D(ank) mit jedem Tag besser, aber es muss schon ziemlich weit gefehlt haben und (ich) bin auch viel schmaler geworden. Bis der Fuß verheilt ist, immer noch Ruhe!

Hoffnung auf Auswanderung

Sonntag, 23. März 1941

Gestern Abend kam Papa und heute sitzen wir alle gemütlich beisammen, lesend, schreibend, spielend oder mit den Ausbesserungen von Papas Arbeitskleidung beschäftigt, die immer sehr pflegebedürftig ist, während es draußen stürmt und regnet und sehr kühl ist, schon seit gestern. Die vergangene Woche, wo es immer entzückendes Wetter war, habe ich drei Mistbeete hergerichtet: Das erste für Samen: Tomaten, Kohlrabi, Blau- und Weißkraut, Blumenkohl, Salat, Porree, Ageratum, und ins zweite Wintersalatpflänzchen mit Radisamen dazwischen. Einen Tag brachten Mutti und ich damit zu, sämtliche Kommoden reine zu machen, um das Großreinemachen mit Kathi (das diese Woche stattfinden soll) zu erleichtern. Auch hatten wir diese Woche eine fabelhafte Nachricht von Onkel Erich⁸ in Form eines Telegramms: *Antrag läuft bestens!* Man kann sich denken, wie glücklich wir darüber waren und schon am Abend alles über Berichte aus Argentinien durchstöberten und die schönsten Luftschlösser bauten. Unser aller Wunsch ist ja: Nur endlich drüben zu sein.

Sonntag, 6. April 1941

Leider ist es heute regnerisch, kühl und trübe, während es doch die ganze Woche so sonnig, warm und echtes Frühlingswetter war, so dass ich allerhand im Garten schaffte: Petersilie, Rote Rüben, Radis, Schnittsalat und Kresse säte, Zwiebeln steckte und Salat ins Freie und ins Mistbeet pflanzte, Astern, Zinnien, Ageratum, Tagetes usw. in dasselbe baute. Grad^c als ich damit beschäftigt war,

bekamen wir das dritte Telegramm aus B(uenos) A(ihres), das unsere Einreiseerlaubnis dorthin verkündete, ein freudiger Schreck! So rasch hätten wir uns das ja nicht im Traum erwartet. Papa wurde gleich verständigt, konnte aber erst Freitag Nacht hier sein. Ich fuhr am nächsten Tag unter Herzklopfen in meine Schule nach Rosenheim, um mir meine Zeugnisse zu holen, musste dort ca. eine Stunde warten, währenddessen ich verschiedene meiner alten Lehrer und Lehrerinnen wiedersah und von ihnen auf Herzlichste begrüßt wurde als „alte Bekannte“.

Meine übrige Zeit verwende ich aufs Nähen, da es ja noch vielerlei zu tun gibt: Für Arno Hemden, Trudi ein Hellgrünes Blusen-Röckchen und Versch(iedenes) verlängern und erweitern, für mich eine Bluse usw. – Von Liesel W(eiß)⁹ bekam ich dieser Tage einen sehr lieben Brief, seit Weihnachten der erste!

Sonntag, 27. April 1941

Diese Woche haben wir leider eine sehr große Enttäuschung erlitten: Trotzdem wir schon die Einreise nach Argentinien hatten, verweigert uns der Konsul hier das Visum, so dass wieder mal alles Essig ist und wir erstmal sehen müssen, was Onkel Erich drüben erreichen kann. Man kann sich denken, wie enttäuscht wir alle sind! Aber die Hoffnung braucht man ja deswegen nicht aufzugeben.

Tragen des „Davidsterns“

Sonntag, 21. September 1941

Heute ist nun wieder Ruhetag, an dem man richtig faul sein kann. Leider können wir nun gar nicht mehr fortfahren und in unsre geliebten (Berge) wandern: Es ist uns Juden seit 19. September verboten, ohne Erlaubnis außerhalb unseres Polizeigebietes zu gehen und außerdem müssen wir jetzt alle einen riesigen gelben Davidstern, mit Jude in der Mitte, angenäht in der Öffentlichkeit zu tragen,¹⁰ was allerhand Schwierigkeiten mit sich bringt, sowohl beim Einkaufen in den Geschäften, wie auch sonst, und besonders auch für Papa. Man kann sich denken, dass die Stimmung ziemlich schlecht ist ob solch einer Gehässigkeit und Boshaftigkeit, denn weiter ist es doch nichts, als die pure Boshaft(igkeit). Endlich wird doch einmal eine andere, bessere Zeit für uns kommen, man hofft eben von Jahr zu Jahr und vergleicht immer wieder mit der Zeit von Napoleon.

Existenzängste

Sonntag, 19. und 20. Oktober 1941 (Kirchweih)

Der Montag schien sich besser anzulassen, sowohl in Bezug auf das Wetter, wie auf meinen Magen, so dass ich mir eine ganze Masse zu nähen, auszubessern usw. vorgenommen hatte. Aber durch einen Brief von Getrud wurde alles verpfuscht und Mutti und ich in große Aufregung versetzt. Gertrud schrieb nämlich, dass ihre alten Verwandten in Elberfeld Befehl erhalten hätten, bis in kurzer Zeit ohne Gepäck nach Polen abzureisen, ebenso wie Tante Annchen vor zwei Jahren – und

sie sich daraufhin das Leben genommen hätten. Auch ihre 20jährige Schwester aus Köln wäre dort hin verbracht worden, ebenso mehrere hundert Hannoveraner, so schrieb mit gleicher Post eine Bekannte aus Berlin. Man kann sich denken, welche Angst sich unser bemächtigte, sowohl um unsere Verwandten, als auch um uns selbst. Wie leicht kann uns das selbe schreckliche Los treffen, ohne irgendwelche Sachen jetzt im Winter in dieses wüste Land mit seinen fast unmöglichen Lebensverhältnissen. Entsetzlich dieses Ungewisse, diese Angst um sein bisschen Leben, und beinahe kein Ausweg, grauenhaft; nur noch an Gott kann man sich klammern und immer wieder bitten und nicht verzagen. Es kann doch nicht ewig mehr dauern, diese Zeit. Nur die Arbeit bringt einen auf andere Gedanken.

Sonntag, 26. Oktober 1941

Die Arbeit hat mich wieder ins Gleichgewicht gebracht, ich bin so glücklich und dankbar, daß ich sie habe, und möge sie mir lange erhalten bleiben! Mehrmals bin ich diese Woche nicht heimgekommen, da es immer gar so schlecht und dunkel ist des Abends. Wir sitzen dann gemütlich bis ½ 11 Uhr beisammen. Regerl und ich stricken an unseren Jacken aus Schafwolle um die Wette, die Bäuerin spinnst Schafwolle und die Männer schwatzen oder schnarchen auf dem „Kanapee“ (Sofa). Den ganzen Tag über, wo wir des Vormittags Gras mähen bei Regen und oft Schneegestöber, und am Nachmittag in der Scheune Runkelrüben putzen, freuen wir uns schon auf diese Abendstunden. Nur wenn ich länger nicht heimkomme, werde ich unruhig und schlimme Gedanken und Ahnungen wollen sich meiner bemächtigen; denn wie leicht könnte es sein, dass ich ein leeres Haus anträte und ich nur noch allein übriggeblieben wäre! Es ist undenkbar grauenhaft und bedrückend. Man darf gar nicht an so etwas denken.

Heute haben wir nun schon Trudis Geburtstag im Voraus und ohne Papa gefeiert; es war trotz allem sehr schön und festlich. Verschiedene schöne Geschenke, wie ein riesiger Pastellkasten von Papa, Zithernoten und einige Bücher, die uns Trudis Freundin netterweise besorgt hatte, erfreuten das Geburtstagskind sehr. Ich hatte den ganzen Tag an einer blauen Arbeitshose für Papa aus selbstgefärbtem Bauernleinen genäht, und am Abend beim Vorlesen aus „Der Loisl vom Adlerhof“, was sehr lustig und nett ist, an meiner Jacke gestrickt.

Sonntag, 2. November 1941

Man beruhigt sich immer mehr. Gott gebe, dass wir hierbleiben und unserer Arbeit nachgehen dürfen. Freitag bin ich erst wieder heimgekommen und wir sind alle glücklich, wieder beisammen zu sein. Gestern habe ich den ganzen Tag genäht, geflickt und so weiter. Am Abend kam Papa, worüber wir uns herzlich freuten, und heute habe ich viel gestrickt und schreibe jetzt, während Mutti Papa zur Bahn begleitet, trotzdem das Wetter grimmig kalt ist und den ganzen Tag keine Sonne geschienen hat, um den Raureif von den noch belaubten Bäumen und den Schnee, der nun schon zwei Tage liegt, zu schmelzen.

Ja, es ist richtig Winter geworden und hat besonders den Bauern damit einen gehörigen Strich durch die Rechnung gemacht. Es muss nun schon mit der Trockenfütterung (Heu und Stroh) begonnen werden; auch sind bei uns in Benning die Rüben zur Hälfte noch auf dem Feld. Ob es doch noch mal wärmer wird? Wir wollen das Beste hoffen.

Letzter Eintrag

Sonntag, 8. März 1942

Die ganze Zeit bis 22. Februar hat es beinahe jeden Tag geschneit, so dass wir an die $\frac{3}{4}$ Meter Schnee hatten und dabei 16 bis 20 Grad, und sogar eine Woche 35 Grad Kälte. Meine tägliche Arbeit besteht nun im Waschen, Flickern und Stopfen. Morgens stehen die Bäuerin (und ich) um $\frac{3}{4}$ 7 Uhr auf und melken unsere neun Kühe, neulich habe ich sogar sieben allein gemolken, und sind um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr mit der Stallarbeit fertig. Drei Kälbchen haben wir jetzt aufgestellt und haben nun 24 Stück Vieh. Nach der Brotzeit, um 10 Uhr, wenn Stube und Flur und Küche sauber aufgeräumt sind, wasche ich, nach dem Mittagessen um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr gehe ich wieder in den Stall zum Ausmisten und Wassereinlassen. Hernach wird geflickt und um 6 Uhr wieder in den Stall gegangen. Das ist der täglich' Lauf, dazu kommt noch am Samstag das Putzen sämtlicher Kühe und Kälber und Scheuern des ganzen Hauses.

Vom 18. Januar bis 2. Februar war ich nicht mehr daheim, da machte es sich grade so passend, dass ich schnell auf einige Stunden mit dem Schlitten, mit dem Christl und Gina-Maus heimgefahren wurden, mitfahren konnte, weil auch zugleich ein Bauernfeiertag war. Das machte mir richtig Spaß, und ich kam mir vor wie aus einem Buch und einer Wintererzählung, so durch das winterliche Land auf einem reizenden Pferdeschlitten, dick eingemummelt, und erst daheim, welche Überraschung, Papa war daheim, er hatte sich seine Finger erfroren und hatte grad' Urlaub, das passte wirklich fabelhaft. Wir tranken alle zusammen Kaffee, und dann ging's wieder los, aber froh war ich auch wieder, als ich in die warme Stube kam, da ich vollständig ausgefroren angekommen war.

(Erinnerungszeichen – Die Tagebücher der Elisabeth Block. Mit Beiträgen von Peter Miesbeck und Manfred Treml, hg. vom Haus der Bayerischen Geschichte und vom Historischen Verein Rosenheim, Rosenheim 1993)

Dok. 10: Auszug aus dem Tagebuch von Joseph Goebbels vom 10. November 1938

Gestern: der traditionelle Marsch vom Bürgerbräu zur Feldherrnhalle und dann zum Königlichen Platz. Es ist ein grauer Novembertag. Unübersehbare Menschenmassen umsäumen die Straßen.

Am Königlichen Platz die große Totenfeier. Sehr würdig und stimmungsvoll.

Mit Ley parlavert. Er ist ein guter Kerl. Auch er hat es manchmal satt und sehnt sich nach Ruhe.

Er beklagt sehr, dass er so selten mit dem Führer zusammenkommt.

Lutze schimpft mächtig über die SS. Nicht ganz mit Unrecht, zum Teil aber auch aus Konkurrenzneid. Himmler hat doch allerhand auf die Beine gestellt. Im Hotel Arbeit: der Ausbau des Rund- und Drahtfunks soll nun tatkräftig in die Hand genommen werden. Ich verlange jetzt genauer Termine.

Die Theater im Sudetengau erfordern große Zuschüsse. Ich bewillige sie gleich, damit sie überhaupt mal wieder anfangen können zu spielen. Es bekümmern sich jetzt im Gegensatz zu früher zu viele um die Presse. Das tut auch nicht gut. Ich lasse das ein wenig abstellen.

Das Befinden des von dem Juden angeschossenen Diplomaten Rath in Paris ist weiterhin sehr ernst. Die deutsche Presse geht mächtig ins Zeug. Die Rede des Führers im Bürgerbräu findet im In- und Auslande ein sehr starkes Echo. Helldorf lässt in Berlin die Juden gänzlich entwaffnen. Die werden sich auch noch auf einiges andere gefasst machen können. Moskau proklamiert aufs Neue die Weltrevolution. Unter dem großen und weisen Weltmarschall Stalin. Aber das klingt alles so hohl. Moskau hat sein ganzes Prestige eingebüßt. Das kann mit Phrasen nicht mehr aufgeholt werden. Den Nachmittag an meinem neuen Buch gearbeitet. Das macht mir jetzt richtigen Spaß. Dietrich hat gegen Berndts Artikel, der auf meine Veranlassung geschrieben wurde, gemeckert. Aber mehr gegen Berndt. Gut, dass Berndt in eine neue Abteilung kommt.

In Kassel und Dessau große Demonstrationen gegen die Juden, Synagogen in Brand gesteckt und Geschäfte demoliert. Nachmittags wird der Tod des deutschen Diplomaten vom Rath gemeldet. Nun aber ist es g[ar]. Ich gehe zum Parteiempfang im alten Rathaus. Riesenbetrieb. Ich trage dem Führer die Angelegenheit vor. Er bestimmt: Demonstrationen weiterlaufen lassen, Polizei zurückziehen. Die Juden sollen einmal den Volkszorn zu verspüren bekommen. Das ist richtig. Ich gebe gleich entsprechende Anweisungen an Polizei und Partei. Dann rede ich kurz dementsprechend vor der Parteiführerschaft. Stürmischer Beifall. Alles saust gleich an die Telephone. Nun wird das Volk handeln.

Einige Laumänner machen schlapp. Aber ich reiße immer wieder alles hoch. Diesen feigen Mord dürfen wir nicht unbeantwortet lassen, mal den Dingen ihren Lauf lassen. Der Stoßtrupp Hitler geht gleich los, um in München aufzuräumen. Das geschieht denn auch gleich. Eine Synagoge wird in Klump geschlagen. Ich versuche sie vor dem Brand zu retten. Aber das misslingt.

Unterdessen unterhalte ich mich mit Schwarz über Finanzfragen. Mit Streicher über die Judenfrage. Mit Ribbentrop über Außenpolitik. Auch er ist der Meinung, dass man die Tschechei nun auf kaltem Wege einsacken kann. Man muss es nur geschickt anfangen. Chalkovski will. Ob auch die anderen, das weiß man nicht. Mit Wagner zum Gau. Ich gebe noch ein präzises Rundschreiben heraus, in dem dargelegt wird, was getan werden darf und was nicht. Wagner bekommt kalte Füße und zittert für seine jüdischen Geschäfte. Aber ich lasse mich nicht beirren. Unterdessen verrichtet der Stoßtrupp sein Werk. Und zwar macht er ganze Arbeit. Ich weise Wächter in Berlin an, die Synagoge in der Fasenenstraße zerschlagen zu lassen. Er sagt nur dauernd: „Ehrentvoller Auftrag“. SS-Vereidigung vor der Feldherrnhalle. Um Mitternacht. Sehr feierlich und stimmungsvoll. Der Führer spricht zu den Männern. Zu Herzen gehend.

Ich will ins Hotel, da sehe ich den Himmel blutrot. Die Synagoge brennt. Gleich zum Gau. Dort weiß noch niemand etwas. Wir lassen nur soweit löschen, als das für die umliegenden Gebäude notwendig ist. Sonst abbrennen lassen. Der Stoßtrupp verrichtet fürchterliche Arbeit. Aus dem ganzen Reich laufen nun die Meldungen ein: 50, dann 7[5] Synagogen brennen. Der Führer hat angeordnet, dass 2[5]-30000 Juden sofort zu verhaften sind. Das wird ziehen. Sie sollen sehen, dass nun das Maß unserer Geduld erschöpft ist. Wagner ist noch immer etwas lau. Aber ich lasse nicht locker. Wächter meldet mir, Befehl ausgeführt. Wir gehen mit Schaub in den Künstlerklub, um weitere Meldungen abzuwarten. In Berlin brennen 5, dann 15 Synagogen ab. Jetzt rast der Volkszorn. Man kann für die Nacht nichts mehr dagegen machen. Und ich will auch nichts machen. Laufen lassen.

Schaub ist ganz in Fahrt. Seine alte Stoßtrupppergangenheit erwacht.

Als ich ins Hotel fahre, klirren die Fensterscheiben. Bravo! Bravo! In allen großen Städten brennen die Synagogen. Deutsches Eigentum ist nicht gefährdet.

Im Augenblick ist nichts Besonderes mehr zu machen. Ich versuche, ein paar Stunden zu schlafen.

Morgens früh kommen die ersten Berichte. Es hat furchtbar getobt. So wie das zu erwarten war. Das ganze Volk ist in Aufruhr. Dieser Tote kommt dem Judentum teuer zu stehen. Die lieben Juden werden es sich in Zukunft überlegen, deutsche Diplomaten so einfach niederzuknallen.

Und das war der Sinn der Übung.

(Elke Föhlich (Hg.): Die Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil I: Aufzeichnungen 1923–1941, Bd. 6: August 1938 – Juni 1939, München 1998, S. 179 ff.)

Dok. 11: Der Befehl zur „Reichskristallnacht“ am 9. November 1938

Eidesstattliche Erklärung

Zur Person: Schallermeier, Luitpold, SS-Hauptsturmführer der Waffen-SS, geb. am 12.3.1911 in München, geschieden, 1 Kind, Kriegsteilnehmer 1939–45. Wohnhaft in Wiessee/Obb., Seestraße 18. Mitglied der NSDAP und SS seit Mai 1933.

Zur Sache: Ich war vom 27.12.1933 bis 15.12.1939 im Persönlichen Stab des Reichsführers-SS persönlicher Referent des SS-Gruppenführers Wolff in dessen Eigenschaft als Chef des Persönlichen Stabes Reichsführer-SS, Heinrich Himmler.

Am Abend des 9. November 1938 rief gegen 23.15 Uhr der Führer vom Dienst der Staatspolizeileitstelle München im Hotel Vier Jahreszeiten an und meldete dem Gruppenführer Heydrich, mit dem Gruppenführer Wolff, Hauptsturmführer Hajo von Hadeln, Hauptsturmführer Dr. Brandt und ich zusammen waren, dass die Gaupropagandaleitung München-Oberbayern einen Befehl über den Ausbruch der sogenannten „Judenprogramme“ durchgegeben habe, wonach sich die Staatspolizei in die Aktion nicht hindernd einmischen dürfe. Der Führer vom Dienst fragte an, welche Befehle Gruppenführer Heydrich in seiner Eigenschaft als Chef der Sicherheitspolizei erteile. Gruppenführer Heydrich erklärte, dass er ihn – den Führer vom Dienst – wieder anrufen werde. Heydrich und Wolff wussten von dieser Aktion nichts. Gruppenführer Wolff fuhr daraufhin sofort zu dem in der Führerwohnung in der Äußeren Prinzregentenstraße sich beim Führer aufhaltenden Reichsführer-SS Himmler, um ihm den Sachverhalt vorzutragen. Gegen 1.00 Uhr traf der Reichsführer-SS im Hotel Vier Jahreszeiten ein und gab dem Gruppenführer Heydrich folgenden Befehl für alle Staatspolizei-Leitstellen: „Die Staatspolizei-Leitstellen haben sich nach den Wünschen der Propaganda-Ämter zu richten, vornehmlich Plünderungen zu verhüten und für den Schutz der Personen und Sicherung des jüdischen Vermögens zu sorgen.“ Der Reichsführer-SS betonte des Weiteren in diesem Befehl, dass die Gaupropaganda-Ämter federführend in dieser Aktion seien und dass die Staatspolizeistellen nur Schutzaufgaben wahrzunehmen hätten. Gegen Plünderer solle nachdrücklich und unnachsichtlich eingeschritten werden. Bei Synagogenbränden sei dafür Sorge zu tragen, dass die umliegenden Gebäude durch die Feuerwehr unbedingt zu schützen seien. Die zum kirchlichen Ritus verwendeten Gegenstände und Geräte seien sicherzustellen. Diesen Befehl des Reichsführers-SS an Gruppenführer Heydrich hat Hauptsturmführer Dr. Brandt stenografisch niedergelegt und nach Diktat des Gruppenführers Heydrich an die Fernschreibstelle der Polizei-Leitstelle München sofort telefonisch zur Weitergabe an alle Staatspolizei-Leitstellen des Reiches im Sammelschreibverkehr durchgegeben.

Im Anschluss daran berief der Reichsführer-SS die im Hotel Vier Jahreszeiten anlässlich der Feier des 9. November wohnenden SS-Oberabschnittsführer der Allgemeinen SS in sein Hotel-Appartement. Auch sie wurden von ihm in meiner Gegenwart von diesem Befehl verständigt. Die Oberabschnittsführer telefonierten anschließend in der Zeit von etwa 1.30 bis 2.30 Uhr aus meinem

Zimmer mit ihren Heimatdienststellen. Diese Gespräche habe ich selbst als Blitzgespräche angemeldet und mitgehört. Von den Oberabschnittsführern wurde die telefonische Anweisung an die Allgemeine SS gegeben, im Bedarfsfalle die Staatspolizeistellen beim Schutz jüdischer Personen und bei der Sicherung der jüdischen Objekte gegen Plünderung aller Art zu unterstützen. Gegen 3.00 Uhr des 10. November diktierte mir der Reichsführer-SS in meinem Zimmer eine Niederschrift folgenden Inhalts:

„Ich bin am 9.11. beim Führer gewesen, als gegen 23.30 Uhr der Gruppenführer Wolff zu mir kam und mich von den Befehlen des Gaupropaganda-Amtes München unterrichtete. Ich habe den Führer befragt, welche Befehle er für mich habe. Der Führer antwortete mir, dass sich die SS aus dieser Aktion heraushalten solle. Die Staatspolizeistellen sollten für die Sicherstellung des jüdischen Eigentums und für den Schutz der Juden sorgen. Die in den Standorten verbleibende Allgemeine SS solle nur, wenn erforderlich, zu Schutzmaßnahmen herangezogen werden. Ich habe diesen Führerbefehl dem Gruppenführer Heydrich für die Staatspolizeistellen und den Oberabschnittsführern für die Allgemeine SS sofort bekanntgegeben. Als ich den Führer fragte, hatte ich den Eindruck, dass er von den Vorgängen nichts wusste. Der Befehl kommt von der Reichspropaganda-Leitung und ich vermute, dass Goebbels in seinem mir schon lange aufgefallenem Machtstreben und in seiner Hohlköpfigkeit gerade jetzt in der außenpolitisch schwersten Zeit diese Aktion gestartet hat.“

Dieses Diktat musste ich persönlich in die Maschine schreiben. Der Reichsführer-SS unterschrieb die Niederschrift, steckte sie in einen Umschlag und versiegelte den Umschlag mit seinem Siegelring. Nach Rückkehr nach Berlin übergab ich dem Reichsführer-SS diesen versiegelten Brief, den er in meiner Gegenwart in seinen Panzerschrank einschloss.

(aus: Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg [IMT], Bd. XLII, S. 510 ff., Affidavit SS (A)-5)

**Dok. 12: Bericht der SD-Außenstelle Ebern (Gau Mainfranken)
vom 14. März 1941**

[...] Die Gastwirtsehefrau D. in Bramberg hat mit einem französischen Gefangenen unerlaubte Beziehungen unterhalten. Während sie selbst nur einen Fall zugibt, dass sie sich mit dem Franzosen geküsst hat, hat dieser mindestens sechs Fälle zugegeben. Als die D. auf die Kreisleitung vorgeladen wurde, wurde sie von einigen Volksgenossen ergriffen und kahlgeschoren. Sodann wurde ihr ein Plakat umgehängt: „Ich habe die deutsche Frauenehre beschmutzt“ und sie ein Stück durch die Stadt geführt. Die Gendarmerie griff alsdann ein und nahm die D. in Haft, in der sie sich z. Zt. noch befindet. Die Kunde von diesem Vorfall ging wie ein Lauffeuer durch das ganze Kreisgebiet. Stimmungsmäßig ist festzustellen, dass ein großer Teil der Bevölkerung die Maßnahme gutheißt, manche forderten geradezu noch Prügelstrafen. Ablehnung fand die Maßnahme dagegen bei den meisten Frauen, auch bei denen, die Parteigenossinnen sind. Allerdings rückte diese mit ihrer wahren Auffassung zunächst nicht heraus, sondern erklärten, obwohl sie ganz weiß im Gesicht wurden, als sie die Kahlgeschorene sahen, dass dieser ganz recht geschehen sei. In späteren Gesprächen gaben die Frauen jedoch, als sie unter sich waren, der Überzeugung Ausdruck, dass sie mit der Maßnahme nicht einverstanden seien. Vereinzelt wurde auch die Frage aufgeworfen, ob in der gleichen Weise gegen die Männer vorgegangen würde, die sich in Frankreich mit Französisinnen einließen. Ganz ablehnend zur getroffenen Maßnahme verhielten sich die kirchlich, insbesondere katholisch eingestellten Bevölkerungsteile. Hier fiel die Äußerung „man brauche nur noch Däumenschreiben und Folterkammern, dann sei das Mittelalter fertig“. [...]

(Martin Broszat/Elke Fröhlich/Falk Wiesemann (Hg.): Bayern in der NS-Zeit, Bd. 1: Soziale Lage und politisches Verhalten der Bevölkerung im Spiegel vertraulicher Berichte, München 1977, S. 616)

Dok. 13: Bericht des Schweizerischen Generalkonsulats in München an die Schweizerische Botschaft vom 27. Januar 1945

Das Ausmaß der Luftangriffe auf München vom 17. Dezember 1944 und 7. Januar 1945 lässt sich erst heute voll überblicken. Weite Stadtgebiete sind ausgebrannt oder in Trümmer gefallen. Nach dem Urteil von Personen, die die Verhältnisse andernorts kennen, muss München mit den Städten im frontnahen Rheinland in Parallele gesetzt werden. Die Unterbringung der ausgebombten Bevölkerung ist ein schwer zu lösendes Problem. Die Landgemeinden sind kaum mehr aufnahmefähig, abgesehen davon, dass die dienstverpflichteten Arbeitermassen an ihren Beschäftigungsort gebunden sind. So kommt es, dass eine grosse Zahl Ausgebombter Nacht für Nacht in den öffentlichen Luftschutzbunkern schlafen und sich kalt verköstigen, soweit sie nicht in den Kantinen ihrer Betriebe verpflegt werden. andere wiederum verlassen die Fabriken überhaupt nicht mehr und nächtigen in den Arbeitsräumen. Kein einziges der grösseren Hotels steht mehr, sodass ein Fremder, der nicht von Verwandten oder Bekannten beherbergt wird, nur selten ein Quartier finden kann. Einer Bekanntmachung vom 18. Januar 1945 ist zu entnehmen, dass von den vielen hundert Gaststätten, die München früher besessen hat, noch ganze 28 in Betrieb stehen und warme Speisen abgeben. Die Strassenbahn verkehrt nur in zwei oder drei Aussenbezirken. Der Zugverkehr in Richtung nach der Schweiz beginnt und endigt in Pasing, einem Vorort 12 km vom Stadtzentrum entfernt. Als Verbindungsglied mit dem gänzlich zerstörten Hauptbahnhof sind Omnibusse und ein stets zum Bersten voller Pendelzug eingesetzt.

Zu den besorgniserregendsten Erscheinungen des Luftkrieges gehört die Verproletarisierung der Bevölkerung. Was man jetzt in der einst gediegenen Kunststadt München sieht, ist erschreckend. In langen Reihen anstehend versucht die Bevölkerung, in den noch verbliebenen Bäckereien und Metzgereien ihre Lebensmittelmarken einzulösen. Die zum grössten Teil wieder freigelegten mit Bombentrümmern durchsetzten Strassenzüge sind belebt von Frauen und Kindern, die auf Schlitten ihre geretteten Einrichtungsgegenstände wegschaffen oder Brennmaterial herbeiführen. Auf manchen Plätzen sieht man Feuer aus Trümmerholz, die den Obdachlosen und Passanten etwas Wärme spenden. Grotesk wirken an diese Feuer zum Ausruhen herangetragene, irgendwo aufgefundene, beschädigte Möbelstücke, wie Fauteuils, Kanapees etc. Die Behörden arbeiten teilweise in den Kellern. In den noch stehenden Verwaltungsgebäuden ist die Zentralheizung nirgends mehr in Betrieb. An deren Stelle sind kleine Eisenhöfe getreten, deren Rauchabzugsrohre kurzerhand durch die mangels Fensterscheiben mit Brettern verschalteten Fensterstöcke ins Freie geführt werden. Diese qualmenden Rohre erwecken bei Uneingeweihten den Eindruck, die Gebäude ständen immer noch in Brand.

Die Stimmung der Bevölkerung ist gedrückt und gereizt. Den bedrängten Herzen wird durch Schimpfen und sarkastische Aussprüche Luft verschafft. Geschimpft hat der Bayer schon immer, aber die Tonart ist wesentlich aggressiver geworden. Es wäre vor einigen Monaten noch unmöglich

gewesen, eine improvisierte Stadtbahn, bestehend aus einer Rangierlokomotive und einem alten Schnellbahnzugwagen, „Rasender Gauleiter“ zu benennen, eine Bezeichnung, die ungeahndet in aller Munde ist. Es ist mir auch zum ersten Mal passiert, dass in einem Kino, in dem eine durch die Ereignisse überholte Wochenschau gezeigt wurde, das Publikum in lautes Gelächter ausbrach. Der Sinn für die Realitäten, die drastisch genug vor Augen geführt werden, regt sich wieder. Dem von der Partei zur Schau getragenen Optimismus, unterstrichen durch dunkle Andeutungen über in den nächsten Wochen kommende Wunderwaffen, wird nur mehr wenig Beachtung geschenkt, zumal jetzt, da sich der Kampf auch im Osten auf deutschem Boden abspielt.

Geglaubt wird aber an den Vernichtungswillen der Feinde. Gewisse unglückliche Aeusserungen im alliierten Lager über Gebietsabtrennungen, Bevölkerungsdeportationen, Ausmerzungen der deutschen Industrie etc., wie sie von den allabendlich von Tausenden abgehörten ausländischen Rundfunksendern wiedergegeben und von der deutschen Presse breit ausgeschlachtet worden sind, haben alarmierend gewirkt. Die Angst vor dem Kommenden ist es, die den Widerstandswillen immer aufs neue, bis zum Fanatismus entfacht. Dieser Faktor ist von solcher Bedeutung, dass ich einen bevorstehenden Zusammenbruch trotz der sich überstürzenden Ereignisse im Osten nicht für wahrscheinlich halte.

(Bundesarchiv Bern, E2200.156 – 1000 – 241, Bd. 3)

Dok. 14: Der Bombenkrieg – ein Zeitzeuge berichtet

Zunächst erfolgten die Luftangriffe nur nachts und konzentrierten sich auf bestimmte Viertel in München. Wir standen in Pasing auf dem Balkon und verfolgten mit Interesse, wenn wieder einmal eine englische Vickers Wellington von einem Scheinwerferkreuz erfasst und von der damals noch unermüdlichen Flak in Trümmer geschossen wurde. Gefährlich waren für uns eigentlich nur die herabzischenden Granatsplitter, die als Souvenir am nächsten Morgen gesammelt wurden. Der Feuerschein am Horizont zeigte ungefähr die Gegend an, die mit Brandbomben heimgesucht worden war. Unangenehmer für die Außenbezirke wurden die pfeilschnellen „Mosquitos“, die nur einige Bomben an Bord hatten, aber aufgrund ihrer Geschwindigkeit dem Luftalarm häufig voraus-eilten. Da passierte es dann, dass die Sirene kaum verklungen war, und wir die Detonationen hörten. Stets waren nur drei oder vier Häuser getroffen, aber die Bewohner starben fast immer, weil sie die Luftschutzräume nicht mehr erreichen konnten. 1944 wurde das anders. Jetzt kamen auch die amerikanischen Bomber tagsüber. Ich war inzwischen fünfzehn Jahre geworden. Meine Verbindung zur „Welt“ war ein kleiner Radioempfänger für fünfunddreißig Reichsmark, den ich mit Hilfe eines Sperrkreises und einer Hochantenne zu einem Wundergerät hochtrimmte. Nicht nur Jazzmusik war zu empfangen, auch die Kommentare der berühmten Engländer Hugh Carlton Green und Linsley Fraser und das Wichtigste: Der verschlüsselte Funk der deutschen Luftabwehr. Sobald ich wusste, dass das immer häufiger angesagte Quadrat „Dora-Dora“ den Luftraum über München bedeutete, war es nicht mehr schwierig, eine entsprechende Karte für ganz Südbayern zu entwerfen und damit den Stand der angreifenden Flugzeuge ziemlich genau zu verfolgen. Besser jedenfalls als über den beständig klopfenden Warnsender für die Zivil-Bevölkerung, der auf der Welle LAIBACH lief. Im Ernstfall konnte das zwar nicht lebensrettend sein, aber die Hausbewohner waren für meine präzisen Informationen sehr dankbar. Sie brauchten dadurch nicht den ganzen Tag im Luftschutzkeller zu hocken. Ab Mitte 1944 war ständiger Fliegeralarm an der Tagesordnung. Am 10. Juli 1944 wurden wir in die großen Ferien geschickt. Niemand wusste, ob im September der Schulbetrieb auch wieder anlaufen würde. Es war ein strahlend schöner Sommer – und wir gingen baden. Da „Fülöp“ – so nannten wir unseren Mitschüler, der eigentlich Erich Hafner hieß – sich auch bei schönstem Wetter mit seiner Geige in dem kleinen Häuschen in Neuaubing verkroch, – dort lebte er mit seinen Eltern und einer jüngeren Schwester – war mein Badekamerad Walter der Dritte in unserem Bunde. Pasing hatte zwei Flussbäder. Am Abend des 18. Juli 1944 lagen Walter und ich im „Steinerbad“ und hatten ein bildhübsches Mädchen angeredet. Wir verabredeten uns mit ihr für den nächsten Nachmittag um zwei Uhr an der „Lochhamer Falle“ im Süden Pasings. Am Tag drauf, dem 19. Juli, heulte wie gewohnt um zehn Uhr morgens die Sirene. Mein „Geheimsender“ verriet nichts Bedrohliches. Im Haus waren um diese Zeit nur zwei ältere Frauen und zwei Männer. Wir wohnten zwischen dem Klostergarten der „Englischen Fräulein“ und der über fünfhundert Jahre alten früheren Pfarrkirche. Plötzlich wurde die Mittagsstille durch ein bedrohliches Brummen gestört. Es kam von Nordwesten – und ich rannte auf den Balkon. Mindestens vierzig Flugzeuge vom Typ „Flying Fortress“ – damals die größten Boeings – flogen in etwa tausend Meter Höhe auf uns zu. Pasing hatte bis dahin noch nie einen richtigen Angriff erlebt.

Diesmal spürte ich, dass der Angriff der kleinen Vorstadt galt. Ich rannte zurück und brüllte die übrigen Bewohner in den Keller. Bis auf den schwerhörigen alten Herrn waren alle unten, als das grässliche Pfeifen der fallenden Bomben einsetzte, das mir noch viele Jahre in den Ohren hallte. ‚Die man pfeifen hört, schlagen woanders ein‘ – hatte mir ein Nachbar versichert, Oberstleutnant der Reserve. Dann krachten die ersten Bomben in immer größerer Nähe. Ich lief trotz aller Proteste hinauf, um den alten Herrn zu holen. Widerspenstig stand er unter der Tür und wollte seine Kartoffeln nicht anbrennen lassen.

Und da krachte es auch schon. Der Luftdruck warf uns fast die Treppe hinunter. Die Frauen lagen in Todesangst auf dem Steinboden des Kellers und forderten uns schreiend auf, das gleiche zu tun. Dann hörten wir ein durchdringendes Jaulen in nächster Nähe – ein Krach, der uns fast das Trommelfell sprengte und Geräusche von splitterndem Holz. Als wir danach aus unserer Höhle krochen, war die Staubwolke ringsum so dicht, dass wir im ersten Moment nicht feststellen konnten, ob das Haus zerstört war oder nicht. Euer Häusel steht noch‘, rief ein Nachbar, der sich im Garten einen Bunker gebaut hatte. Einige Fensterrahmen lagen auf der Straße. Das Dach war teilweise abgedeckt, die Möbel kaputt. Ein Flügel des Klosters gegenüber brannte. Fünfundzwanzig Meter weiter war vor der fast unbeschädigten alten Kirche ein riesiger Bombenkrater.

Kurz vor zwei Uhr kam Walter angeradelt. Hast du unseren Treff vergessen?‘, fragte er. Ich holte mein Fahrrad und die Badehose. Wir strampelten in Richtung „Lochhamer Falle“. Trotz eifrigen Suchens fanden wir das Mädchen nicht. Das wurmte uns, denn wir wussten ihre Adresse nicht. Walter deutete über die Liegewiese hinweg, wo über Neuaubing noch eine schwarze Dunstwolke hing. ‚Wir wollen nach Fülöp sehen‘, meinte er. Und so radelten wir los. Als wir näherkamen, wurde uns klar, dass der Luftangriff vom Mittag den Flugzeugwerken von Dornier gegolten haben musste. Es war ein Bombenteppich auf zwei umliegende Stadtteile gelegt worden, um das Werk auch sicher zu treffen. Die Siedlung, in der Fülöp wohnte, lag gleich neben Dornier. Vor der Stelle, an der das kleine Haus noch bis vor Stunden gestanden hatte, war ein riesiger Menschaufwurf. Ein Trümmerhaufen um einen Krater war übriggeblieben. Wir drängten uns durch. Gerade holten Männer die Leichen von Fülöps Mutter und Schwester aus der Grube. Als sie Fülöp brachten, erkannten wir ihn nur an seiner zerfetzten gelben Jacke. Wir rannten davon und fuhren ein paar Stunden ziellos umher. Im Herbst holten sie unsere Schulkameraden des Jahrganges 1928 – 16 Jahre alt – als Luftwaffenhelfer zur Heimatflak. Obwohl es verboten war, besuchten Walter und ich ihre Baracken, die völlig schutzlos zwischen den Flakgeschützen im sogenannten Gleisdreieck standen, wo die Bahnlinie München-Nürnberg vom westlichen Hauptstrang abzweigte. Im Januar schnappte die Falle zu. Ein Nachtangriff der Engländer brachte mit einigen Volltreffern die Stellung zum Schweigen. Sieben meiner Schulkameraden zogen sie damals zwischen den Trümmern der Baracke als verstümmelte Leichen aus Schnee und Eis.

Gerhard Hundsdorfer

(Eva Berthold/Norbert Matern: München im Bombenkrieg, Düsseldorf 1983, S. 59 ff.)

**Dok. 15: Zehn-Punkte-Programm der Freiheitsaktion Bayern (FAB),
April 1945**

Der Text findet sich unter folgendem Link:

https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/images/2/22/Artikel_45141_bilder_value_3_fab_zehn_punkte.pdf

Datei:

https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Datei:Artikel_45141_bilder_value_3_fab_zehn_punkte.pdf

[Stand 26.01.2021]